

Stephan Elspaß

Wohin steuern Korpora
die Historische Sprachwissenschaft?
Überlegungen am Beispiel des ‚Neuhochdeutschen‘

1. Einleitung

Die Leitfrage der Debrecener Tagung, „Wohin steuert die Historische Sprachwissenschaft?“, dessen Beiträge dieser Band versammelt, verstehe ich so, dass wir nicht nur konstatieren, wohin die Historische Sprachwissenschaft steuert, sondern dass wir darüber hinaus zu ermitteln versuchen, warum sie in durchaus verschiedene Richtungen steuert, und vielleicht auch sagen, wohin sie unserer Meinung nach steuern sollte – oder vielleicht auch nicht (oder nicht mehr) steuern sollte.

Zu Beginn sei ein kleiner Exkurs gestattet. In einem Gastbeitrag für die Süddeutsche Zeitung beschäftigte sich der Volkswirtschaftler Thomas Lux (2009) mit der Frage, warum Ökonomen die Wirtschaftskrise der vergangenen Jahre nicht vorhergesehen hatten. Seine Kurzantwort lautete: „Weil ihre Theorien auf Annahmen fußen, die fern der Realität sind“. Weiter führte er aus:

Die [bestehenden ökonomischen] Modelle sahen drohende Fehlentwicklungen nicht, weil sie sie auf Grund ihrer Konstruktion nicht sehen konnten. Hierfür gibt es zwei Gründe: zum einen die fest verankerte, aber nicht wirklich wissenschaftlich fundierte Ansicht, dass Stabilität und Effizienz in die Finanzmärkte quasi eingebaut seien. Und zum anderen die sehr weitgehende Vernachlässigung von Wechselwirkungen zwischen wirtschaftlichen Akteuren. (Lux 2009)

Die erste Fehlkonstruktion der Ökonomielehren gehe „zurück auf idealisierte Modelle einfacher Wirtschaftskreisläufe“. Nach diesen Modellen hätten auch Praktiker wie der ehemalige amerikanische Zentralbankchef Alan Greenspan Entscheidungen getroffen, die jede Form der Regulierung von Finanzmärkten ablehnten. (Bekanntlich hat sich Greenspan inzwischen für seine Geldpolitik und deren Folgen sogar entschuldigt.)

Die zweite Fehlkonstruktion in der herkömmlichen Wirtschaftstheorie bestehe darin, dass sie „[i]m Bestreben, möglichst genau das Handeln einzelner Haushalte oder Unternehmen abzubilden, [...] zunehmend alle Arten von Wechselwirkungen zwischen Akteuren ausgeblendet“ habe; sie reduziere das Wirtschaftsgeschehen

auf die Betrachtung sogenannter „repräsentativer Akteure“: *Ein* Unternehmen steht dann für die gesamte Volkswirtschaft, *ein* typischer Investor für den gesamten Kapitalmarkt. [...] So wird es grundsätzlich unmöglich, ungewollte Konsequenzen der Entscheidungen vieler Einzelner zu untersuchen.
(ebd.; Hervorhebung im Original)

Diese offenen Worte eines Wissenschaftlers über seine eigene Disziplin sind recht erstaunlich, insbesondere wenn man bedenkt, dass diese regelmäßig hochdotierte Preise für Leistungen vergibt, die der Menschheit großen Nutzen erwiesen haben, darunter den „Nobelpreis“ für Wirtschaftswissenschaften.

Die Reihe möglicher Parallelbezüge zur Historischen Sprachwissenschaft soll nun nicht mit der Frage beginnen, warum die Historische Sprachwissenschaft nicht den ‚gegenwärtigen Sprachverfall‘ vorhergesehen hat. Ich denke, wir sind uns einig, dass wir diese Diskussion in anderen Foren zu führen haben (was wir aber auch nicht versäumen dürfen!). Aber man kann sich ja durchaus die Frage stellen, warum es etwa der internationalen sprachhistorischen Forschung in zwei Jahrhunderten – mit insgesamt durchaus erheblichem personellen und materiellen Aufwand – nicht gelungen ist, eine weithin anerkannte Sprachwandeltheorie vorzulegen, die nicht nur die Sprachwandelprozesse der Vergangenheit zu beschreiben und zu erklären imstande ist, sondern auch zukünftige Entwicklungen voraussagen kann.

Einen Teil der Antwort wird man in der Geschichte und der wissenschaftssoziologischen Struktur unseres Fachs finden können. Sicher gibt es auch in unserer Disziplin Denkkollektive, die von bestimmten Vordenkern geprägt sind und die jeweils über eine oder gar mehrere Generationen hinweg bestimmte Teilaspekte der Sprachgeschichte mit einer festgelegten Methodik untersuchen. Damit binden sie natürlich auch Kräfte bzw. behindern sogar innovative Ideen und Verfahren, wenn diese z. B. für nicht *en vogue* erklärt werden, weil sie manchen Vordenkern nicht in den Kram passen und es deshalb keine personelle, finanzielle und persönliche Unterstützung gibt etc.

Nun soll man die Erfolge und Fortschritte der Forschung auch nicht kleinreden. Aber gewisse kritische Fragen wird man stellen dürfen. Dies will ich mir heute erlauben (eine habe ich schon gestellt) und gleich hinzufügen, dass ich nicht auf alle Fragen eine Antwort zu geben weiß. Ich gehe im Folgenden von zwei Thesen aus, die durch den SZ-Beitrag inspiriert sind:

1. Die Sprachgeschichtsforschung geht immer noch zu sehr von idealisierten Modellen einfacher Sprachveränderungsprozesse in geschlossenen Systemen aus.
2. Die Sprachgeschichtsforschung vernachlässigt immer noch weitgehend die Wechselwirkungen zwischen den Sprachakteuren und bestimmten gesellschaftlichen Faktoren. (Für die neuhochdeutschen Sprachperioden muss man noch hinzufügen: Die Forschung hat sich zu sehr auf das vermeintliche Wirken einiger herausgehobener Persönlichkeiten konzentriert – und viel zu wenig überprüft, was diese denn nun tatsächlich bewirkt haben. Man kann deshalb hinsichtlich der oben gestellten Frage nach einer Sprachwandeltheorie, die Voraussagen zu machen imstande ist, auch durchaus die Meinung vertreten, dass ein solches Vorhaben von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil Sprache eben ein soziales System ist, vgl. Knoop 1995: 24f.)

Dies sind nun recht allgemeine Thesen, die ich am Beispiel der Forschung zum Neuhochdeutschen auf Fragen konzentrieren möchte, die die bisher zugrunde gelegten Korpora betreffen: Welche Korpora standen der Forschung bisher zur Verfügung? Inwieweit ist die Entstehung und Zusammensetzung dieser Korpora in der Forschung reflektiert worden – gerade in Bezug auf die Fragen, welche Sprachakteure unter welchen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und zu welchen Zwecken berücksichtigt wurden und welchen Zugang sie überhaupt zur Schrift hatten?

Ich nehme vorweg, dass in Bezug auf den Großteil der Forschung zum Neuhochdeutschen eine Korpusmisere zu konstatieren ist. Und aus diesem Befund ergibt sich konsequenterweise die Forderung nach einer Entwicklung von mehr und von differenzierteren Korpora für diese Sprachstufen.¹ An drei Fallbeispielen aus der Syntax, der Morphologie und der Phonologie des Neuhochdeutschen will ich dann zu zeigen versuchen, in welcher gravierender Weise die Korpusauswahl die Ergebnisse der Forschung – beabsichtigt oder unbeabsichtigt – zu steuern vermögen.²

1 Unter ‚Neuhochdeutsch‘ verstehe ich das Früh-, das Mittel- und das Spätneuhochdeutsche/Gegenwartsdeutsche (vgl. Elspaß 2008).

2 Die ersten beiden Fallbeispiele sind ausführlicher in Elspaß (2005a: 254–275, 348–354) behandelt.

2. Problemfälle des Neuhochdeutschen

2.1 Altes *tun* und neue *am*-Fügungen

Zur Illustration des ersten Problemfalls lade ich zu einem kleinen Gedankenspiel ein. Stellen wir uns eine Sprachforscherin³ des 17. Jh. vor, die mit dem Wissen der heutigen Sprachwandelforschung ausgestattet wäre. Sie würde dann annehmen, dass das Deutsche auf dem Weg von einer synthetischen zu einer analytischen Sprache sei.

Nun kennt die Forscherin aus dem Sprachgebrauch seiner Zeit etwa die analytischen *tun*-Fügungen, mit denen sich neben progressiven auch habituelle Sachverhalte u. a. vortrefflich ausdrücken lassen:⁴

progressiv: ja wir **tun** jetzt äh äh dran **Arbeiten**
tut ihr grad **essen**?

habituell: ihr werdet euch wohl nicht gedacht haben daß ich **Waschen** **thu** aber in Amerika darf man sich nicht schämen wenn man arbeitet (Brief Anna-Maria Schano aus Korbsteinreinach b. Waiblingen von 1850)

doch sie brauchten den Doctor der **that** mehrere Tage 2 mal den Tag ihn **besuchen** (Brief Bernd Farwick aus Neerlage bei Bad Bentheim vom März 1867)

„Der eine häkelt, der andere strickt: Ich **tu** gern **basteln**“,
verrät Ida Pois. (Niederösterreichische Nachrichten,
03.04.2007, S. 66)

Durch ihre analytische Struktur ermöglichen die *tun*-Konstruktionen auch Verbalklammern. Deren Entstehung und zunehmende Regularisierung hat unsere Forscherin im 17. Jh. schon seit einiger Zeit, vor allem in gedruckten Texten, beobachtet.

Offenbar passt sich diese Fügung syntaktisch wie auch funktional ganz wunderbar in das System des Deutschen bzw. der Varietäten des Deutschen der Zeit ein. Ob sich irgendwann aus dem *tun* ein Flexions-

3 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Folgenden auf die generischen Doppelformen verzichtet und stattdessen – um beide Geschlechter zu beteiligen – auf Abwechslung gesetzt. Für die Belege aus dem Korpus hingegen wurde stets differenziert, um diese Metadaten nicht verloren gehen zu lassen.

4 Die zwei ersten Beispielsätze nach den Belegen in Schwitalla (2006: 133ff.); die drei schriftsprachlichen Belege aus Elspaß (2005a: 264) und Brinckmann/Bubenhofner (2011).

morphem bildet, ähnlich wie im Fall des Präterital-Suffixes (wie der Forscher aus der Geschichte des Voralthochdeutschen zu wissen meint), sei dahingestellt.

Wie aber sollte die Forscherin des 17. Jh. mit ihrem Wissen um die reine Lehre der systematischen Veränderungen des Deutschen ahnen können, dass das Deutsche drei Jahrhunderte später eine standardisierte Kultursprache ist, in deren Standardvarietät solche *tun*-Fügungen so verpönt sind, dass sie dort im Geschriebenen praktisch nicht mehr auftauchen (von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, etwa bei Spitzenstellung des Vollverbs, z. B. *Lesen tu ich schon lang nicht mehr*)? Erst recht stellt sich die Frage, wie sie die verschiedenen Stadien der späteren Stigmatisierungsgeschichte der *tun*-Fügung, wie sie von Nils Langer (2001) ausführlich beschrieben wurde, hätte voraussehen können.⁵

Denn, wie gesagt, die *tun*-Fügung passt sich sowohl syntaktisch als auch funktional gut in das System des Deutschen ein – und zwar so gut, dass sie in allen Dialekten und vielerorts auch bis in die standardnahen Varietäten hinein bis heute gebraucht wird.⁶

Es gibt eine andere verbale Konstruktion im Deutschen, mit der im Grunde genau das Gegenteil passiert ist, nämlich die *am*-Konstruktion: Sie ist inzwischen im Standard akzeptiert (zumindest nach dem Standard der Duden-Grammatik 2009: Rd.nr. 594).⁷ Woher aber kommt sie? Im ‚Sys-

5 Hier nur die wichtigsten Stationen nach metasprachlichen Quellen (Darstellung nach Langer 2011: 176ff., dort auch Zitatnachweise): Vor der Mitte des 17. Jh. war die *tun*-Fügung selten negativ konnotiert. In Kommentaren bis ca. 1680 wird sie aus stilistischen Gründen zunächst für den Gebrauch in der Literatursprache (Zesen u. a.), dann auch für die Kanzleisprache (Stieler u. a.) abgelehnt. Auch eine angebliche semantische Redundanz des Auxiliars *tun* wurde in diesen Zusammenhängen betont. Von norddeutschen Grammatikern wird die Fügung am Ende des 17. Jh. / Beginn des 18. Jh. als ‚süddeutsch‘ markiert. Nach 1740 kamen soziolinguistische Bewertungen von (zumindest sprachhistoriographisch) wichtigen Sprachakteuren hinzu: Für Aichinger gehörte die *tun*-Fügung zum Sprachgebrauch der ‚gemeinen Leute‘; für Gottsched war sie so ‚lächerlich‘, dass sie ‚kaum [noch] unter Handwerksburschen und in altväterlichen Reichstädten‘ gelte; Adelung rechnete sie zu den ‚niedrigen Hoch- und Oberdeutschen Mundarten‘, die im Hochdeutschen ‚überaus niedrig und widerwärtig‘ klinge. Campe siedelte ihren Gebrauch ‚im gemeinen Leben‘ an, wo sie ‚aber in den meisten Fällen überflüssig und schleppend, folglich verwerfend‘ sei, es sei denn, es solle ‚dem Vortrage absichtlich ein niedrig alterthümliches Ansehen gegeben werden‘. Adelung und Campe folgend, bezeichnete Heyse die *tun*-Fügung als ‚landsch[aftlich] gem[ein]‘ und als ‚ein überflüssiges Hilfswort‘. Ab den Schulgrammatiken des 19. Jh. gilt sie endgültig als schlechtes oder falsches Deutsch in der Schrift- und später in der Standardsprache.

6 Insbesondere in den md. Gebieten und den obd. Gebieten Deutschlands und Österreichs (s. auch Schwitalla 2006: 147f.). Die geographische Verbreitung zeigen die entsprechenden Karten des ‚Atlas zur deutschen Alltagssprache‘ (vgl. http://www.atlas-alltagssprache/runde_3/f08b-c/) und eine neue Karte aus dem Projekt ‚Deutsch heute‘ des IDS in Brinckmann/Bubenhofer (2011).

7 Hoffmann (2011) schreibt: ‚Sie sollte allgemein akzeptiert sein.‘

tem‘ des Neuhochdeutschen vor dem 19. Jahrhundert taucht sie gar nicht auf. Sie ist aber auch nicht vom Himmel gefallen, sondern tatsächlich ‚von unten‘ bzw. ‚vom Rand‘, nämlich aus regional begrenzten Dialektgebieten im Westen des deutschsprachigen Raums, an die schriftsprachliche Oberfläche gekommen. Die *am*-Konstruktion ist auch ein gutes Beispiel für ‚Sprachwandel von unten‘ im Sinne William Labovs (1975: 328). Demzufolge geht der Sprachwandel zunächst durch die weitgehend unbewusste Übernahme einer dialektalen Form durch Sprachakteure in ihre Schrift- und Standardsprache vonstatten, dann – im Sprachkontakt – durch die weitgehend unbewusste Übernahme durch Sprachakteure aus Regionen, zu deren Dialekten die Form nicht gehört. Die erstaunliche areale Ausbreitung der *am*-Konstruktion innerhalb eines Jahrhunderts lässt sich daher in der Alltagssprache besonders gut verfolgen: In alltagssprachlichen Texten (und wenigen literarischen Texten) des 19. Jh. ist sie nur im Westen und Südwesten des deutschsprachigen Gebiets nachzuweisen; in der heutigen Alltagssprache ist sie – bis auf einige Gebiete im Osten Deutschlands und Österreichs – fast im gesamten deutschsprachigen Raum üblich (s. Abb. 1).

Wenn man nun grammatischen Formen so etwas wie Karrieren zuschreiben wollte, dann müsste man die *am*-Konstruktion an vorderer Stelle nennen.⁸ Wie kam es dazu? Meine – inzwischen nicht mehr ganz taufri-sche (Elspaß 2005a: 274f., 2005b: 83) – Hypothese ist, dass zumindest zwischen der Stigmatisierungsgeschichte der *tum*-Fügung und dem In-Gebrauch-Kommen der *am*-Konstruktion ein Zusammenhang besteht. Denn die *am*-Konstruktion leistet Ähnliches wie die *tum*-Fügung – zumindest, was den grammatischen Ausdruck der Progressivität, aber auch der Habitualität betrifft:

progressiv: er **war** im einen neüegegrabenen Bierkeller **am Arbeiten**
und ein~~e~~n alter~~e~~n Steinere Wand fiel um und traf ihm zu
Tode (Brief Bernd Farwick aus Neelage bei Bentheim
vom 12. Juli 1868)

habituell: wir **sind** hir im Steinbruch **am Arbeiten** ich und Golt-
schmid (Brief Matthias Dorgathen aus Mühlheim/Ruhr
vom 15. Mai 1881)

⁸ Die Karriere der *am*-Konstruktion ist aber sicher kein Einzelfall, s. etwa die Verbreitung des (deutschen) Modalverbs *müssen* in den slawischen Sprachen (vgl. Hansen 2000).

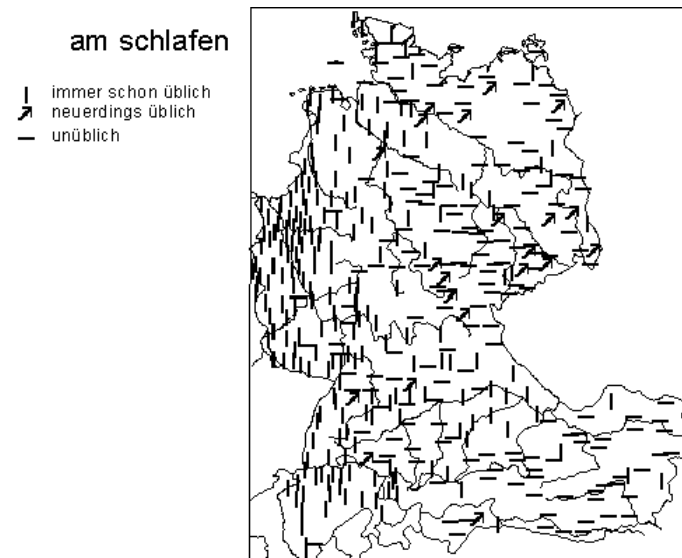


Abb. 1: Ausbreitung des *am*-Progressivs in der Gegenwartssprache (Quelle: AdA, Rd. 2)

Was machen nun Sprachakteure, die Habitualität und Progressivität einer Handlung gern zum Ausdruck bringen möchten, denen aber entweder rein lexikalische Mittel zu umständlich sind (*Er war gerade im Begriff, in einem neugegrabenen Bierkeller zu arbeiten, als ...*; *Wir arbeiten hier jetzt dauerhaft im Steinbruch, ...* o. ä.) oder denen man eingebläut hat, auf keinen Fall die *tun*-Fügung zu benutzen, da sie sich ‚dumm‘ oder ‚wie Kinderdeutsch‘ anhöre? Ich denke, sie würden durchaus zu einer (noch) nicht stigmatisierten grammatischen Form greifen, die Ähnliches ausdrücken kann, also z. B. zur *am*-Konstruktion. Für diese Hypothese spricht nicht zuletzt die annähernd komplementäre regionale Verteilung: Die *tun*-Fügung wird heute sprechsprachlich noch vor allem in den Gebieten verwendet, in denen die *am*-Konstruktion noch nicht üblich ist.⁹

Fassen wir zusammen: Eine grammatikalisierte Form A (die *tun*-Fügung) wird in einer bestimmten Varietät weniger verwendet. An ihre Stelle tritt eine Form B (die *am*-Konstruktion), die allmählich grammatikalisiert wird (vgl. Diewald 1997: 105). Diese Veränderung in Bewegung gebracht haben nicht ‚sprachinterne‘ Verwerfungen, Asymmetrien etc. Verantwortlich dafür war vielmehr ein klarer Einfluss von ‚außen‘, nämlich die Stigmatisierung der *tun*-Fügung durch Grammatiker und Stillehrer in mittelhochdeutscher Zeit.

9 Vgl. die in Anm. 6 genannten Karten.

Zählt dies bereits zur ‚externen Sprachgeschichte‘, mit der sich Sprachwissenschaftler besser nicht abgeben sollten, wenn sie in Teilen ihres Fachs ernst genommen werden wollen? Vielleicht haben so viele Sprachhistoriker eine nähere Beschäftigung mit den neuhochdeutschen Sprachperioden schon deshalb gescheut, weil sich dort neben den natürlichen und/oder ökonomischen Sprachentwicklungen immer wieder solche Querschläger finden. Wie dem auch sei: Diese sind Teil unserer Sprachgeschichte und – im Sinne meiner ersten These – in idealisierten Modellen einfacher Sprachveränderungsprozesse in geschlossenen Systemen nicht viabel beschreib- und erklärbar (nach dem Viabilitätsprinzip von Ágel 2001: 319f.). Im Sinne der zweiten These kommen wir in diesem Fall nicht weiter, wenn wir die Sprachakteure und die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Akteuren unberücksichtigt lassen. Wenn wir hier gegenstandsadäquat etwas erklären wollen, dann müssen wir Sprachgeschichte eben auch als Sprachgebrauchsgeschichte, als Sprachkontaktgeschichte, als Sprachmentalitätsgeschichte, als Historische Soziolinguistik usw. behandeln, und vor allem müssen wir uns – so wie es Rudi Keller getan hat – öfter einmal fragen, was denn die Akteure des Sprachmarkts so alles umtreibt, wenn sie sprachliche Handlungen vollziehen und welche „ungewollte[n] Konsequenzen der Entscheidungen vieler Einzelner“ (Lux 2009, s. o. Abschn. 1) daraus entstehen können.

Was bedeutet dies nun mit Blick auf die Forderung nach einer stärkeren Entwicklung und Arbeit mit Korpora des Neuhochdeutschen? Sichtet man die Sprachgeschichten und -grammatiken, so findet man, was die beiden erwähnten Konstruktionen betrifft, eine große Lücke. Nach den Angaben in den Handbüchern dürfte es sie etwa in Texten des 19. Jh. eigentlich gar nicht geben. Selbst in der für das Neuhochdeutsche noch zuverlässigsten Sprachgeschichte, der von Peter von Polenz, ist die *tun*-Fügung im 3. Band (19. und 20. Jh.) kein Thema mehr. Im 2. Band wird sie noch für das 18. Jh. gebucht, aber nach dieser Darstellung käme sie „fast nur in volkstümlichen Textsorten im Oberdt.“ vor (von Polenz 1994: 263). Und die *am*-Konstruktion? Sie taucht überhaupt nur im letzten Band der von Polenz’schen Sprachgeschichte auf, und dort auch nur mit dem Verweis auf verschiedene Verlaufsformen und mit dem knappen Befund, die *am*-Konstruktionen würden „in letzter Zeit immer üblicher“ (von Polenz 1999: 352).

Dies ist nun nicht von Polenz anzulasten, der mit seiner dreibändigen Sprachgeschichte des Deutschen vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart (von Polenz 1994–2000) und seinem Fokus auf einer soziopragmatischen Sprachgeschichte etwas Herausragendes geleistet hat – was freilich im Wesentlichen nur möglich war, indem er sich auf bereits vorhandene Forschungsergebnisse stützte. Umso wichtiger ist daher die Erarbeitung von

weiteren Textkorpora der neuhochdeutschen Sprachperioden, denn was diese Perioden angeht, muss man – wie schon oben vorausgeschickt – geradezu von einer Korpusmisere sprechen. Dass dies auch schon für das Frühneuhochdeutsche gilt, ist aus den gegenwärtigen Plänen für ein neues frühneuhochdeutsches Korpus zu erschließen.¹⁰ Noch mehr gilt die Feststellung einer Korpusmisere aber, wie ich meine, für die Zeit, die ich das *Mittelneuhochdeutsche* nenne, also für die Zeit von ca. 1650 bis ca. 1950. Es ist mir unverständlich, dass es noch keine Pläne für ein nach verschiedenen Textsorten und Regionen differenziertes Korpus des Mittelneuhochdeutschen gibt – so, wie es für die älteren Sprachstufen offenbar selbstverständlich war. Angesichts der enormen Erweiterung des Textsortenspektrums in der Neuzeit ist es schon sehr verwunderlich, dass sich bisher weder die Historische Sprachwissenschaft noch die Forschung zum Gegenwartssprache, die ja u. a. auch aktuelle Entwicklungstendenzen in der Gegenwartssprache erklären will, um den Aufbau eines entsprechend differenzierten Korpus für die mittelneuhochdeutsche Sprachperiode gekümmert hat. Ich bin davon überzeugt, dass es sehr wohl lohnt, weiterhin Textkorpora areal zu differenzieren¹¹ – selbst noch in der Gegenwart, wo es bis in die Standardsprache hinein nationale und regionale Variation auch in der Grammatik gibt (vgl. Dürscheid/Elspaß/Ziegler 2011; zur Forderung einer stärkeren Berücksichtigung der Regionen in der Sprachgeschichte etwa Berthele et al. 2003).

Von daher ist das als Nähegrammatik konzipierte Kasseler Projekt zur neuhochdeutschen Grammatik (Ágel/Hennig 2006) ein wohlbegründetes Vorhaben. Dass gerade für die neue Zeit bis zur Gegenwart eine stärkere Konzentration auf nächstsprachliche Texte Not tut und dass wir noch stärker die Unterschiede zwischen Nähe- und Schriftsprachlichkeit von Korpora zu beachten haben, wird am dritten Fallbeispiel näher zu erläutern sein (2.3). Mit dem Fall des Dativ-*e* (2.2) bleiben wir jedoch zunächst noch im 19. Jh., und hier geht es um ein besonderes korpuslinguistisches Problem, nämlich die Rolle von distanzsprachlichen Versatzstücken in nächstsprachlichen Texten.

10 Vgl. http://www.germanistik.uni-halle.de/forschung/altgermanistik/referenzkorpus_fruehneuhochdeutsch/.

11 Dies ist auch noch im „GerManC project: A representative historical corpus of German 1650-1800“ geschehen, vgl. <http://www.llc.manchester.ac.uk/research/projects/germanic/papers/>.

2.2 Der Fall des Dativ-*e*

Die Entwicklung des Dativ-*e* vom Mittelhochdeutschen bis zur Gegenwart verlief nicht gleichmäßig und ist gewiss nicht nur mit ‚innersprachlichen‘ Faktoren zu erklären (vgl. Habermann 1997). Während im Mittelhochdeutschen noch weitgehend eine Markierung des Dativ Singular von starken Maskulina und Neutra durch das Flexiv *-e* erfolgte, wurde es im Frühneuhochdeutschen in Regionen wie dem Oberdeutschen und dem Westmitteldeutschen fast vollständig apokopiert; die grammatische Information verlagerte sich auf Artikelformen und Pronominal- oder Adjektivendungen. In der Folgezeit wurde das Dativ-*e* – vom Ostmitteldeutschen ausgehend – in geschriebenen Texten allerdings restituert, was zu morphosyntaktischer Redundanz führte (von Polenz 1994: 254). Dass das Dativ-*e* an der Wende zum 19. Jh. als schriftsprachlicher Default-Fall galt und die Schulgrammatiken des 19. Jh. auf der Setzung des Dativ-*e* beharrten, geht – soweit wir heute wissen – im Wesentlichen auf den normativen Einfluss Gottscheds und Adelungs zurück; für die restitutive Entwicklung in der im Frühneuhochdeutschen entstehenden neuhochdeutschen Schriftsprache läge somit ein Fall des ‚Sprachwandels von oben‘ vor.

Nun zeigten Erhebungen in Werken von Schriftstellern des 19. Jh. ein äußerst uneinheitliches Bild (vgl. Schieb 1981: 160f.). Schon Otto Behaghels Zählungen (1900: 273) förderten das Ergebnis zutage, dass „die neuhochdeutsche Schriftsprache in keinem Augenblick ihres Daseins eine feste Regel für die Bildung des Dativs der Einzahl besessen hat, und daß auch noch heute sich keine Einheit herausgebildet hat“. Diese „geradezu verwirrende Mannigfaltigkeit“ (ebd.) schrieb Behaghel insbesondere den Schriftstellern zu, die sich in ihren Werken an der Schriftsprache orientierten und nicht an der Alltagssprache. Offenbar sah Behaghel für die Alltagssprache des 19. Jh. die *e*-Apokopierung als weitgehend durchgesetzt, und dies würde man auch für das *geschriebene* Alltagsdeutsch des 19. Jh. erwarten. In ihrer Untersuchung zur „Privaten Schriftlichkeit kleiner Leute“ kam Isa Schikorsky (1990) jedoch zu einem anderen Befund: Durchschnittlich 64% der von ihr ausgezählten Dativ-Singular-Formen von Maskulina und Neutra in ihrem Korpus waren durch *-e* markiert. Aus diesem zunächst doch recht überraschenden Ergebnis folgerte Schikorsky, dass

die Autoren bei der Verwendung des Dativs ganz wesentlich den schriftsprachlichen Konventionen folgten und nicht, wie aufgrund der situativen Textmerkmale durchaus möglich gewesen wäre, dem mündlichen Gebrauch entsprechend auf das Dativ-*e* verzichteten. (ebd.: 264f.)

War das Dativ-*e* im geschriebenen Deutsch des 19. Jh. nun dominant oder nicht? Diese Frage hängt freilich eng damit zusammen, a) welche Korpora man heranzieht und b) welche Fälle von Dativ-*e* man eigentlich zählt. Im Fall des Dativ-*e* lohnt – im Sinne von a) – zum einen wieder die Unterscheidung von Nähe- und Distanzsprachlichen Texten. Darüber hinaus habe ich dafür plädiert (vgl. Elspaß 2005: 152ff.), bei der Untersuchung historischer Textkorpora so weit wie möglich ‚formelhafte‘ und ‚kreative‘ Sprache zu differenzieren. ‚Formelhafte Sprache‘ zielt – in der Terminologie von Helmuth Feilke (1996: 313) – auf die idiomatische Prägung von Sprache, die auch, aber eben nicht zentral Idiome umfasst und *wesentlich* für Sprache ist. Idiomatisch geprägte bzw. formelhafte Sprache besteht gewissermaßen aus lexikalischen bzw. äußerungswertigen Versatzstücken, die Sprachakteure mitsamt alten oder neuen grammatischen Formen reproduzieren. Bekanntlich führen schon idiomatische Phraseologismen verschiedenes sprachhistorisches ‚Geröll‘ mit sich (vgl. Graser 2008: 189ff.), z. B. erstarrte Genitivkonstruktionen (*guten Mutes sein, des Kaisers Bart, wes Geistes Kind jmd. ist* etc.), unflektierte Adjektivattribute (*eitel Freude, auf gut Glück, sich bei jmd. lieb Kind machen* etc.), apokopierte Formen (*in Reih und Glied, seit eh und je* etc.), aber eben auch alte Dativ-*e*-Formen, wie *nach Hause gehen, zu Buche schlagen* oder *in aller Munde sein*.¹² In Privatbriefen des 19. Jh. fallen neben solchen ‚semantischen Prägungen‘ auch ganze Passagen auf, die formelhaft geprägt sind, stilistisch gehoben wirken (und auch so intendiert sind) und gerade in ihrer Dativ-*e*-Verwendung (vgl. *auf dem Bildnisse, im Grabe* im folgenden Auszug) stark mit Passagen kontrastieren, in denen alltägliche Begebenheiten geschildert werden und die (regional übliche) Apokopierungen enthalten (vgl. *Woch, Wasch*):

[...] ach ich weinte heiße Thränen ist es den wahr liebste Eltern daß dieser holde Engel dieses liebe Kind nicht mehr unter Euch ist ach wie oft habe ich ihm **auf dem Bildnisse** angesehen. [...] wenn ich den Anton noch einmal sehen würde aber jetzt sein Leib ~~er~~ modert schon **im Grabe** aber seine Seele ist aufgefahren in den Himmel wo er als schöner Engel sitzt und für uns bittet. [...] wir waschen alle **Woch** einmal und zwar am Montag bis Mittag sind wir fertig die Mutter soll außer Sorgen sein meine **Wasch** ist sehr reinlich gewaschen und gebückelt und genäht und geflickt ich habe wenig zerrissenes. [...]
(Brief Barbara Rueß aus Beuren bei Pfaffenhofen a. d. Roth vom August 1868)

12 Für die Gegenwartssprache stellt Konopka (2011) fest: „Das Dativ-*e* ist im Bereich von bestimmten (mehr oder weniger festen) Wortverbindungen zu Hause.“

Darüber hinaus erscheinen Dativ-*e*-Verwendungen gehäuft in formelhaf-
ten Wendungen an Briefanfängen oder überleitenden Passagen:

Liebe Geschwister!

Am 17. d. erhielten wir die trauriche Nachricht. daß unser lieber, guter
Vater von seinen langen, schweren Leiden dennoch durch den Tod
erlöst wurde. Wie freuten, wir uns, als wir **in dem Briefe** vorher ersa-
hen, daß er wieder, nach so langer Zeit, aufstehen konnte
(Brief Otto Schwabe aus Bürgel, Thüringen vom 27. April 1890)

Wie ich **in dem Briefe** vernommen habe ist der Grünwald nach
[euch] da ich denk er wird sich recht Gelde ersparen und dann schrei-
ben ein Gruß an seine Frau.

(Brief Barbara Rueß aus Beuren bei Pfaffenhofen a. d. Roth vom
August 1868)

Im Sinne von Frage b) oben habe ich in einer Stichprobe 90 Briefe meines
Korpus auf ihre Dativ-*e*-Verwendungen hin untersucht und zwei Zählun-
gen durchgeführt: Die erste berücksichtigt alle Dativ-Fälle starker Sub-
stantive im Maskulinum und Neutrum, in der zweiten wurden die phra-
seologisch gebundenen Dative ausgenommen.

Tab. 1: Endungen im Dat. Sg. ‚starker‘ Substantive (mask./neutr.)
(nach Elspaß 2005, S. 351, Tab. 30, u. S. 353, Tab. 31)

	-e im Dat. Sg. m/n		-∅ im Dat. Sg. m/n	
gesamt	129	54,4%	108	45,6%
ohne phraseologisch gebundene Fälle	61	36,1%	108	63,9%

Im Ergebnis (vgl. Tab. 1) erweist sich zum einen, dass alle phraseologisch
gebundenen Dative eine *e*-Markierung aufwiesen. Zum anderen zeigt sich
eine klare Diskrepanz zwischen dem Anteil von *e*-Markierungen an der
Gesamtzahl der Dat.-Sg.-Verwendungen starker Maskulina/Neutra auf
der einen Seite und deren Anteil an der Gesamtzahl abzüglich der phra-
seologisch gebundenen Fälle auf der anderen Seite. Rechnet man also die
Dativ-*e*-Vorkommen in formelhafter Sprache heraus, kommt man zu ei-
nem dem Befund von Schikorsky völlig entgegenstehenden Ergebnis:
Zwei Drittel der in Rede stehenden Dative sind flexivisch nicht markiert,

ein Drittel ist markiert.¹³ Selbst da, wo rhythmische Gründe eigentlich für das Setzen eines Dativ-*e* sprechen, wird es oft nicht gesetzt:

Hir will ich Euch die Weltgeschichte von Amerika beschreiben **in dem Jahr** 1860

(Brief Ludwig Wilhelm Müller aus Massenheim bei Bad Vilbel vom 8. Januar 1865)

im Fall du nach Ulm kommen solltest so sey so gut u gehe auch zu meiner Schwägerin

(Brief Johann Jakob Schwarz aus Blaubeuren bei Ulm vom 13. Juli 1856)

Wenn man also Dativ-*e*-Fälle ausklammert, die in Versatzstücken formelhafter Sprache gewissermaßen ‚nur reproduziert‘ wurden, dann lautet der flexionsmorphologische Befund für das Briefkorpus eindeutig, dass das Dativ-*e* in dieser nächsprachlichen Textsorte des 19. Jh. nicht mehr dominant und nicht mehr produktiv war. Und da sich progressive Formen eher in näch- als in distanzsprachlichen Texten zeigen, kann für das geschriebene Deutsch im 19. Jh. festgehalten werden, dass sich auch hier die längerfristige Entwicklungstendenz des Dativ-*e*-Abbaus fortsetzte. Wenn es nicht so wäre, hätte man in der Tat Schwierigkeiten, den weiteren Schwund des Dativ-*e* im 20. Jh. bis zu seinem fast völligen Fehlen in der Gegenwartssprache zu erklären.

2.3 Von der ‚althochdeutschen Silbensprache‘ zur ‚neuhochdeutschen Wortsprache‘

Mit dem dritten Beispiel komme ich zu einem Fall (möglichen) phonologischen Wandels. Seit einigen Jahren liegt ein Arbeitsbuch zur „Historischen Sprachwissenschaft des Deutschen“ (Nübling et al. 2006) vor, das – anders als etwa die meisten einbändigen Sprachgeschichten des Deutschen – eine „Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels“ gibt.

Die Kernhypothese des Kapitels zum phonologischen Wandel des Deutschen ist, dass sich das Deutsche von einer Silben- zu einer Wort-

13 Ein Anteil von einem Drittel *e*-Markierungen ist für ‚geschriebene Alltagssprache‘ immer noch hoch. Er lässt sich so begründen, dass die dem Korpus zugrunde liegenden Briefe relativ nächsprachlich sind, aber eben nicht die prototypischen Nächstsprachen des 19. Jh., nämlich die Dialekte, repräsentieren. Die Menschen des 19. Jh. verschrifteten nicht Dialekte, sondern schrieben in einer Schriftsprache, die sie in der Schule gelernt hatten.

sprache entwickelt habe. Das Kapitel stützt sich dabei im Wesentlichen auf die Dissertation „Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache“ von Renata Szczepaniak (2007).

Ich möchte im Folgenden einige kritische Fragen aufwerfen, die zentral auf das Problem der Korpora zielen, die hier den Vergleichen von phonologischen Systemen wie dem ‚des Althochdeutschen‘ und ‚des Neuhochdeutschen‘ zugrunde liegen. Die Bedenken will ich zu illustrieren versuchen an einer Teilhypothese, nämlich der (angeblichen) „Verschlechterung der Silbenstruktur“ durch Konsonantencluster. Ich bin zunächst über folgende Stelle gestolpert:

4) Nicht zu übersehen ist auch die sehr einfache Silbenstruktur im Ahd: Höchstens zwei Konsonanten treten nebeneinander auf. Ein Blick auf nhd. Wörter verriet hingegen schnell, dass mehrgliedrige Konsonantenfolgen hier keine Seltenheit sind. Sowohl in Simplizia wie *Hengst*, *Kämpfe*, *Sprache*, *schimpfst* als auch in Komposita wie *Sandstrand*, *Farbstift* finden sich umfangreiche Konsonantencluster.

5) Ein geübtes Auge findet im angeführten ahd. Text auch einen epenthetischen Vokal (Sprossvokal), nämlich in <pereg> ‚Berg‘. Dieser eingeschobene Vokal erleichtert die Aussprache, weil er die Silbenstruktur noch weiter optimiert [...]. (Szczepaniak in Nübling et al. 2006: 23; ähnlich in Szczepaniak 2007: 2f.)

Nun hat das neuhochdeutsche Wort *Sprache* im Onset sicher genauso viele Konsonanten wie das althochdeutsche *sprābha*, und man könnte fragen, ob der ‚eingeschobene‘ Vokal in *pereg* also darauf hindeuten soll, dass die Silbenstruktur vor dem Althochdeutschen schlechter war (was übrigens das sichere Wissen voraussetzt, dass er erst im Althochdeutschen eingeschoben wurde).¹⁴ Wie steht es aber mit der Aussage, dass „mehrgliedrige Konsonantenfolgen“ im Neuhochdeutschen „keine Seltenheit“ seien? Schon intuitiv möchte man meinen, dass etwa Cluster wie in *schimpfst* die absolute Ausnahme sind (auch wenn sie zu den Standard-Lehrbuchbeispielen für maximale Konsonantencluster in der Silbenkoda des Standarddeutschen gehören). Darüber hinaus hatte ich gerade an meinen alltagssprachlichen Briefen des 19. Jh. die punktuelle Beobachtung gemacht, dass – im Gegensatz zu distanzsprachlichen Texten der Zeit – eine Vereinfachung von Konsonantenclustern in der Koda auch verschriftet wurde. So kommt es zu Schreibungen wie

häl**st**, außerorden**lich**, hoff**en**lich, öff**en**lich, voll**en**s, Lan**ß**leute, nir**gen**s, allen**h**alben¹⁵

¹⁴ Vgl. schon die Kritik von Wolf (2008: 441f.).

¹⁵ Diese Beispiele in Elspaß (2005: 443f.). Die folgenden sind weitere Belege aus dem dort zugrunde gelegten Korpus.

Mathes wen Du Dier die Nase abschneitest verschimpfs Du Dier Dein Gesicht (Brief Matthias Leclerc aus Vallendar vom 2. Oktober 1864)

es ist hir schon so heiß wie es zu Hause selbs im August nicht wird mehr wird es mich freuen wenn ich von euch selbs einen Brief bekommen werde (Briefe Matthias Dorgathen aus Mühlheim/Ruhr vom 15. und 26. Mai 1881)

Doch was machs Du und die lieben Kinder seid Ihr Alle noch gut zufrieden (Brief Karl Ludwig Lehmann aus Havelberg vom 7. September 1863)

Du schreibs es gefällt dir nicht ganz gut in Amerika (Brief Peter Kirst aus Züsch bei Trier vom 4. September 1981)

Eine „Tendenz zur Vereinfachung von Konsonantenclustern“ sah auch Schmidt (2002: 339) in Beispielen von Superlativbildungen wie *erregenst*, *berüchtigtst*¹⁶, *meistbegünstigt*.

Am folgenreichsten für die Reduzierung von Konsonantenclustern in der Koda ist die seit dem Mittelhochdeutschen auftretende Apokopierung finaler Dentale. Für das Frühneuhochdeutsche wird etwa die *d/t*-Apokope interessanterweise z. T. für genau dieselben Lautumgebungen beschrieben, in denen auch *t*-Epenthese stattfand, z. B. nach *ch* wie in *nich*, *rech* (vs. *dicht*, *frecht*, *nachtbar*, *sprichtwort*), nach *n* wie in *tausen*, *mon* (vs. *mond*, *nebent*, *öffentlich* u. a.) oder nach *g* wie in *klag*, *sag* (vs. *predigt*, *willigt*), und auch schon zur Vermeidung von Mehrfachkonsonanz in Wortbildungen, z. B. *lichmesse*, *leichfertig*, *gedächnis*, *wilbret*, *langraf*, *fasnacht* (vgl. Reichmann/Wegera 1993: § L 47, 4). Dabei muss die *t*-Epenthese im Frühneuhochdeutschen übrigens nicht immer als Stärkung der morphologischen Struktur oder als ‚wortoptimierend‘ gesehen werden; sie wird ja – im Gegenteil – auch gerade im Sinne einer ‚Ausspracheerleichterung‘ interpretiert (vgl. ebd.). Schriftsprachlich wird auslautendes *t* im Neuhochdeutschen (wie im Neuniederländischen) beibehalten; „diese allgemeine Resistenz bedeutet jedoch nicht, dass keine umgangssprachliche *t*-Tilgung im Deutschen möglich wäre“ (Maitz/Tronka 2009: 191).¹⁷ So zeigen etwa Daten aus dem aktuel-

16 Wenn man übrigens das Wort *berüchtigtste* in eine beliebige Internetsuchmaschine eingibt, wird man mindestens genauso viele Treffer für die orthographisch falsche wie für die orthographisch richtige Schreibung finden.

17 Das gilt auch für andere Positionen von *t* in Konsonantenclustern, vgl. schon eine entsprechende Feststellung von Paul (1916: 326): „Verstummt, aber in der Schreibung beibehalten ist *t* vor *st* in *du hältst*, *fichtst*, *fichtst*“.

len Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“, dass in nächstsprachlichen Redesorten (Familiengesprächen) in 58,3% aller Fälle (N=20.232), in denen schriftsprachlich *-t* steht, apokopiert wird; bei frequenten Wörtern wie *nicht, ist, selbst* oder *sonst* sowie in Verbformen der 2. Pers. Sg. ist *t*-lose Aussprache dort die *Normalaussprache*.¹⁸

Diese Vereinfachungen – vor allem durch Dentalausfall – führen meist zu nur noch zwei- bis dreigliedrigen Konsonantenclustern. Selbst ein Wort mit komplex erscheinender Koda wie *schimpfst* reduziert sich dadurch auf nur noch drei Konsonanten im Endrand. (Dies wäre etwa auch bei mir die ganz normale Aussprache: [ʃɪmpfs].)

Eine andere Form der Vermeidung von Konsonantenclustern ist die Einfügung von Sprossvokalen, die es heute nicht nur in Dialekten, sondern regional auch in der standardnahen gesprochenen Sprache ganz regulär gibt. In Regionalsprachen des Westens etwa ist die Aussprache von Einsilblern mit Sonorant und folgendem Frikativ wie *Milch, fünf, Senf, Ralf* mit Hilfe eines epenthetischen (oder alten?) Vokals erleichtert: *Milich, fünef, Senef, Ralef* usw. (Auer 1997).

Hier stellen sich die nächsten Fragen: Warum werden hier offensichtlich nicht die Wörter, sondern die Silben gestärkt? Wenn die Drift des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache anhalten würde (was hat sie eigentlich ausgelöst, und gibt es da ein Ende?), dann wären solche – durchaus nicht marginalen – silbenfreundlichen Gegenbeispiele zur Stärkung der ‚Wortgrenzen‘ zumindest erklärungsbedürftig. Deuten diese Belege aus nächstsprachlichen Texten und Registern auf eine Gegentendenz zur Konsonantenverclustering, oder können sie gar als Indikatoren für eine clustervermeidende Kontinuität in der gesprochenen (Nähe-) Sprache interpretiert werden?

Von diesen Beobachtungen zu den Verhältnissen in nächstsprachlichen Text- und Redesorten ausgehend muss schließlich die grundsätzliche Frage gestellt werden, welche Korpora miteinander verglichen werden, wenn von ‚der althochdeutschen Silbensprache‘ und ‚der neuhochdeutschen Wortsprache‘ die Rede ist. Als Beispieltex-te dienen in der erwähnten Einführung der erste Teil des Wessobrunner Gebets und dessen neuhochdeutsche Übersetzung. Sind diese beiden Texte – die ja offensichtlich exemplarisch für Ausschnitte des althochdeutschen und des neuhochdeutschen Korpus stehen sollen – in Bezug auf die Silbenstruktur des gesprochenen Deutsch überhaupt miteinander vergleichbar? Hier sind aufgrund eines grundsätzlichen Unterschieds der Texte, denen die verglichenen phonologischen Systeme zugrunde liegen, starke Zweifel anzumelden: Im

18 Dazu sowie zu den Steuerungsfaktoren für die *t*-Apokope s. Elmentaler (2011: 66ff.); vgl. auch schon Meinhold (1973: 109f.).

Fall ‚des Althochdeutschen‘ liegt nämlich medial Geschriebenes vor, das nach dem gesprochenen Wort geformt wurde, gewissermaßen eine Transliteration, eine *Verschriftung* gesprochener althochdeutscher Dialekte. Im Fall ‚des Neuhochdeutschen‘ haben wir es dagegen mit einer idealisierten, homogenisierten Standardaussprache nach der Schrift zu tun, und zwar einer *verschriftlichten* Varietät, auf der die phonologische Beschreibung beruht.

(Stellen wir unserer Sprachforscherin des 17. Jh. kurz einen Sprachforscher des 16. Jh. an die Seite: Wie hätte dieser ahnen sollen, dass sich ein Jahrhundert später die hochdeutschen gegen die niederdeutschen Schreibsprachen durchsetzen würden und sich die Norddeutschen in den darauffolgenden Jahrhunderten für den Verlust ihrer Schreibsprachen dadurch ‚revanchieren‘ sollten, dass sie eine Orthoepie nach einer möglichst graphemgetreuen Aussprache des Schriftdeutschen festlegen würden, das auch für sie ganz klar eine Distanzsprache war?)

Wie weit Nähe- und Distanzsprache im Althochdeutschen auseinanderlagen, ist heute schwer zu sagen. Man kann aber sehr gut dafür argumentieren, dass die uns überlieferten althochdeutschen Texte *prinzipiell* nächsprachlich sind, weil der Distanzbereich durch eine ganz andere Sprache, nämlich Latein, ausgefüllt war (vgl. Koch 2010: 162ff., Ernst/Elspaß 2011: 254ff.). Dagegen dient unsere heutige Standardvarietät wohl nur einem kleinen Teil der Sprachteilnehmer und -teilnehmerinnen als Sprache der Nähe.

Wie sehen denn die Silbenstrukturen aus, wenn man auch für das Neuhochdeutsche (genauer: die Gegenwartssprache) tatsächlich Verschriftungen gesprochener Sprache zugrunde legte? Die Grundüberlegung ist dabei, dass man, um die phonologische Struktur des Althochdeutschen mit der phonologischen Struktur des Neuhochdeutschen vergleichen zu können, für das Neuhochdeutsche ein Korpus heranziehen müsste, das sich nicht an der Schreibung oder den Aussprachenormen der Aussprachewörterbücher orientiert, sondern an der Transliteration bzw. Transkription gesprochener Sprache des Deutschen. Dies sei nur einmal am Beispiel der schon erwähnten Komplexität der Silbenendränder beleuchtet. Wir haben – wieder stichprobenartig – die Struktur der Silbenendränder von 1.750 Silben aus gesprochenen und transkribierten Texten von vier Sprechern des Deutschen ausgezählt (vgl. Tab. 2). Die Transkripte stammen aus den „Proben deutscher Umgangssprache“ von Margret Sperlbaum (1975). Alle vier Sprachproben stammen von Sprechern aus dem norddt. Raum, für den man ja davon ausgeht, dass dort besonders schriftnah ausgesprochen wird.

Tab. 2: Komplexität von Silbenendrändern in Sprachproben aus Sperlbaum (1975)

Silbenendrand:	offen	1-fach besetzt	mit silb. Konson. 1-fach bes.	2-fach besetzt	3-fach besetzt	Silben insgesamt
Sprecher S. 72 (Braunschweig)	121 27,31%	244 55,08%	55 12,42%	22 4,97%	1 0,23%	443
Sprecherin S. 76 (Braunschweig)	65 26,75%	140 57,61%	9 0,04%	29 0,09%	0 0,00%	243
Sprecherin S. 80 (Hannover)	164 35,04%	262 55,98%	9 1,92%	32 6,84%	1 0,21%	468
Sprecherin S. 84 (Göttingen)	165 27,68%	306 51,34%	42 0,07%	74 12,42%	9 0,02%	596

Es handelt sich hier, wie gesagt, nur um vier Stichproben. Und es ist klar, dass man noch weiter nach Types und Tokens differenzieren könnte, dass man noch mehr Sprecher – auch aus anderen Gebieten – hinzuziehen müsste etc. Aber eines wird doch mit einem Blick auf diese wenigen Ergebnisse bereits schnell deutlich: Wenn eine Silbe im gesprochenen Gegenwartsschwedischen geschlossen ist, dann mehrheitlich mit einfach besetzter Koda; wie im Althochdeutschen können auch zweigliedrig besetzte Silbenendränder vorkommen, und dreigliedrig besetzte Endränder sind im Neuhochdeutschen eben nicht „keine Seltenheit“ (Szczepaniak in Nübling et al. 2006: 23), sondern sehr wohl eine Seltenheit. Vier- oder gar fünfgliedrige Koda schließlich gibt es wohl nur in der Explizitlautung von Ausspracheschulen oder Lehrbuchbeispielen. Wenn die Komplexität der Silbenendränder im Althochdeutschen und im Neuhochdeutschen ein Argument für den Wandel von der Silben- zur Wortsprache sein soll, dann ist dies wohl nicht das beste Argument.

Alles in allem stellt sich der Eindruck ein, dass die Teilhypothese von der Verschlechterung der Silbenränder nur dann trägt, wenn idealisierte und homogenisierte phonologische Systeme eines eher nächsprachlichen Althochdeutschen und einer eher distanzsprachlichen Standardvarietät des

Neuhochdeutschen miteinander verglichen werden. Gerade die Wechselwirkungen zwischen phonologischem und graphematischem Wandel seit dem Frühneuhochdeutschen scheinen bei diesem Vergleich wenig Berücksichtigung zu finden: „Das Zeitalter des morphologischen Prinzips [...] korreliert [...] mit dem wortsprachlichen Ausbau des Deutschen.“ heißt es in Nübling et al. (2006: 182). Müsste es nicht eher folgendermaßen heißen?

Das Morphemkonstanzprinzip konsolidierte die strukturelle Stabilität des Wortes auf *graphischer* Ebene und optimierte so die Sinnerfassung beim Lesen. Denn das Wort hat in der Schriftsprache eine ganz andere Prominenz als im Gesprochenen. Und wenn im Standarddeutschen die Aussprache der Schrift folgt und die Explizitlautung Maßstab für die phonologische Beschreibung des Neuhochdeutschen ist, kommt am Ende auch auf phonologischer Ebene eine ‚Wortsprache‘ heraus.

Die Bedenken, die hier vorgetragen werden, zielen also im Kern auf die dem Vergleich zugrunde liegenden Korpusdaten – genauer: auf die mangelnde Vergleichbarkeit der Korpora. Zunächst einmal stammen die Daten, auf die sich die Hypothese stützt, aus Grammatiken; sie sind also allenfalls vermittelte empirische Daten. Man müsste im Grunde genommen zunächst deren Datenbasis, deren Quellenauswahl, die Auffassung der Grammatikschreiber von ‚dem Althochdeutschen‘, ihre Kriterien für die Aussonderung von ‚Schreibfehlern‘¹⁹ etc. einer Prüfung unterziehen. Somit haben wir auf der einen Seite eine althochdeutsche Grammatik, der Angaben über die Silbenstrukturen des Althochdeutschen entnommen werden, wobei das Althochdeutsche, das dort beschrieben wird, eben auf der Grundlage von Transliterationen gesprochener Dialekte konstruiert ist, die in keiner Weise standardisiert waren. Auf der anderen Seite werden als Vergleichsstück Silbenstrukturen herangezogen, die auf der Grundlage einer idealisierten Aussprachenorm nach der Schrift einer Standardsprache beschrieben werden. Ich meine, beides ist nicht vergleichbar. Und wenn es doch verglichen wird, so ist das Ergebnis wenig erstaunlich. Tatsächlich müsste man zumindest für diesen Wandel – oder besser: Unterschied – keine typologische Drift bemühen, sondern die Entstehung der neuhochdeutschen Standardsprache in Rechnung stellen, die ja vor allem mit sogenannten ‚sprachexternen‘ Faktoren zu tun hat (wie auch die anderen beiden Fallbeispiele zeigten).

Nicht sehr überraschend ist dann übrigens auch die Feststellung, dass das Schweizerdeutsche und das Luxemburgische (also eben keine bzw. noch nicht standardisierten Sprachen!) im Gegensatz zum standardisierten Neuhochdeutschen Silbensprachen seien und das Schweizerdeutsche so-

19 Vgl. kritisch dazu etwa Ernst/Glaser (2009: 1002).

gar eine typologische Kontinuität zum Althochdeutschen aufweise (Szczepaniak 2007: 317ff. und in diesem Band). Sicherlich ließe sich dann auch für andere Dialekte schnell nachweisen, dass sie im Vergleich zur Explizitlautung des Standarddeutschen eine eher silbensprachliche Struktur haben. Interessanter erscheint mir da allerdings die Frage, warum einige Dialekte des Deutschen ‚silbensprachlichere Züge‘ aufweisen als andere (vgl. Nübling/Schrambke 2004). Soweit ich sehe, werden dafür bisher im Wesentlichen Einflüsse des Kontakts mit Sprachen geltend gemacht, die noch silbensprachlicher (weil, wie im Beispiel des Italienischen, nicht akzentzählend) sind.

3. Fazit

Ich will zum Schluss auf die von mir leicht modifizierte Ausgangsfrage dieses Bands zurückkommen und meine Plädoyers noch einmal bündeln:

Mein Beitrag versteht sich zunächst als Plädoyer für mehr korpusgeleitete als ‚korpusgestützte‘ Ansätze in der Historischen Sprachwissenschaft. Dies sollte eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein – wenn sich Theorien nicht ihre eigenen Wirklichkeiten schaffen wollen (vgl. König 2000). Voraussetzung für korpusgeleitete Studien sind freilich gute Korpora. Man könnte nun meinen, dass es für die älteren Sprachstufen, gerade für das Althochdeutsche, nicht mehr allzu viel Neues zu entdecken gäbe. Doch gerade Arbeiten zu althochdeutschen Glossen (besonders Grif-felglossen) haben in letzter Zeit noch einmal – buchstäblich – vor Augen geführt, dass dort durchaus noch nicht alles zutage gefördert ist (vgl. z. B. Ernst/Glaser 2009). Für die neuhochdeutschen Sprachperioden stelle ich die Forderung nach besseren und differenzierteren Korpora besonders entschieden und nachdrücklich. Es ist im Grunde skandalös zu nennen, dass die wahre ‚Explosion‘ der Schriftproduktion und die Entstehung eines vielfältigen Textsortenspektrums in der Neuzeit, die beide nicht zuletzt mit der Tatsache zusammenhängen, dass die Zahl der Schreiber sowie Leser massiv zugenommen hat – dass also all dies außer Acht gelassen wird, weil man etwa vorempirische Auffassungen, dass zu ‚dem Neu-hochdeutschen‘ das Wichtigste schon geschrieben sei, ungeprüft übernimmt und tradiert. (Ein Blick in einige der in letzter Zeit erschienenen kurzen Sprachgeschichten des Deutschen, denen man z. T. auch vorwerfen kann, dass sie nur noch das kunstvolle Übernehmen und Anders-Formulieren kultivieren, bestätigt diesen Eindruck.) Ich habe in meinem Beitrag an drei Fallbeispielen aufzuzeigen versucht, dass eine Vernachlässigung der Korpusfrage zu lückenhaften oder auch inadäquaten Beschreibungen bzw. Erklärungen für die Entwicklung sprachlicher Phänomene

führen kann. Anders gesagt: Korpora können auch in eine bestimmte Richtung steuern.

Stärker differenziert werden sollte daher in Korpora historischer Sprache sowohl nach Regionen als auch nach Textsorten (konzeptioneller) mündlicher und schriftlicher Sprache. (Dazu gehört auch die Differenzierung zwischen handgeschriebenen und gedruckten Texten.) Vilmos Ágel (2003: 11ff.) hat m. E. in überzeugender Weise dargestellt, dass in der Neuzeit ein „oral-konnektionistisch geprägte[s] *kontextgrammatisches* Denken“ allmählich von einem literalisiert-kognitivistisch geprägten „symbolgrammatischen“ Denken überlagert wurde; bisherige sprachhistorische Beschreibungen sind nun – vor allem für die Neuzeit – im Wesentlichen von einem „skriptizistischen“ und teleologischen Blick geleitet. Dieser wiederum gründet auf verschiedenen Sprachideologien (Standardsprachenideologie, Homogenismus u. a.), die seit dem 19. Jh. die Historische Sprachwissenschaft dominieren. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass handgeschriebene nächstsprachliche Texte, die den statuierten Normen von Schriftsprachen weniger unterliegen als distanzsprachliche Drucktexte, i. d. R. progressivere Formen zeigen. Gerade das macht Texte wie Privatbriefe, Tagebücher und andere ‚Ego-Dokumente‘ nicht nur für die Historische Soziolinguistik, sondern auch für die Sprachwandelforschung so wertvoll (vgl. Elspaß i. Dr.).

Schließlich plädiere ich auch für eine stärkere Berücksichtigung der Sprachakteure und der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Akteuren und Gruppen von Akteuren in sprachhistorischen Analysen. Dabei hilft uns die moderne pragma-, sozio- und variationslinguistische Forschung, indem sie uns recht genau zeigt, welche Prozesse in sprachlicher Interaktion ablaufen und welche insbesondere zu Sprachwandel führen. Wir sollten darüber hinaus alles tun – und dies ist für die jüngeren Zeiten sehr viel eher möglich als für die älteren –, um so viel wie möglich über die historischen Akteure, die Schreiber bestimmter Texte, ihre Adressaten und Adressatinnen, ihre Herkunft, über die sozialen und pragmatischen Umstände der Entstehung dieser Texte (inklusive der schriftsprachlichen Vorbilder und Muster) herauszufinden.

So wenig, wie es ‚das Althochdeutsche‘ oder ‚das Neuhochdeutsche‘ gibt, gibt es auch nicht ‚die Historische Sprachwissenschaft‘. Sie ist eine sehr heterogene Teildisziplin der Linguistik, die sich weder auf einen bestimmten Kurs bringen lässt noch jemals auf einen solchen bringen lassen darf. Man wird als Forscher aufgrund eigener Interessenlagen, Überzeugungen, vorhandener Kapazitäten oder auch in Anbetracht vorherrschender oder als ‚modern‘ apostrophierter Paradigmen nicht umhin können, sich auf Ansätze zu konzentrieren, die etwa eher sprachinterne oder eher sprachexterne Faktoren des Sprachwandels in den Vordergrund rücken

(vgl. dazu etwa Reiffenstein 1990 oder Milroy 1997). Für das Neuhochdeutsche ist eine Ausklammerung der ‚äußeren‘ Sprachgeschichte jedoch aufgrund der Standardisierungsgeschichte schlichtweg undenkbar, wenn man ein realistischeres Bild dieser Sprachstufe(n) zeichnen will. Und gute Korpora werden allemal benötigt, um – korpusgeleitet – Hypothesen zum Sprachwandel in tauglicher Weise testen zu können.

Literatur

- AdA = Elspaß, Stephan/Möller, Robert (2003ff.): Atlas zur deutschen Alltagssprache. <http://www.uni-augsburg.de/alltagssprache>.
- Ágel, Vilmos (2001): Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbal-komplex. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 29, 319–331.
- Ágel, Vilmos (2003): Prinzipien der Grammatik. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hrsg.): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen. Tübingen: Niemeyer, 1–46.
- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (2005): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650–2000. Tübingen: Niemeyer.
- Auer, Peter (1997): Areale Variation und phonologische Theorie: Überlegungen am Beispiel der mitteldeutschen ‚Epenthese‘. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York: de Gruyter, 46–87.
- Behaghel, Otto (1900): Das =e im Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, 3. Reihe, 17/18, 251–277.
- Berthele, Raphael et al. (Hrsg.) (2003): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York: de Gruyter.
- Brinckmann, Caren/Bubenhof, Noah (2011): „Sagen kann man’s schon, nur schreiben tut man’s selten“ – Die *tun*-Periphrase. http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht?v_typ=e&v_id=4533.
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer.
- Duden-Grammatik (2009) = Duden. Die Grammatik. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. 8., überarb. Aufl. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan/Ziegler, Arne (2011): Grammatische Variabilität im Gebrauchsstandard: das Projekt „Variantengrammatik

- des Standarddeutschen“. In: Konopka, Marek et al. (Hrsg.): *Grammatik und Korpora 2009. Dritte Internationale Konferenz*. Mannheim, 22.–24.09.2009. Tübingen: Narr, 123–140.
- Elementaler, Michael (2011): Arealität, Situativität und innersprachliche Steuerungsfaktoren. Überlegungen zu einem mehrdimensionalen Atlas der norddeutschen Regionalsprache (am Beispiel der /t/-Apokope). In: *Niederdeutsches Wort* 51, 59–106.
- Elspaß, Stephan (2005a): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Elspaß, Stephan (2005b): Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation: Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York: de Gruyter, 63–99.
- Elspaß, Stephan (2008): Vom Mittelhochdeutschen (bis ca. 1950) zum Gegenwartssprache. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 75, 1–20.
- Elspaß, Stephan (i. Dr.): The use of private letters and diaries in sociolinguistic investigation. In: Hernández-Campoy, Juan Manuel/Conde-Silvestre, Juan Camilo (eds.): *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Ernst, Oliver/Elspaß, Stephan (2011): Althochdeutsche Glossen als Quellen einer Sprachgeschichte ‚von unten‘. In: *NOWELE* 62/63, 249–283.
- Ernst, Oliver/Glaser, Elvira (2009): Graphematik und Phonematik. In: Bergmann, Rolf/Stricker, Stefanie (Hrsg.): *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch*. Bd. 2. Berlin/New York: de Gruyter, 995–1019.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Graser, Helmut (2008): Altes im heutigen Deutsch. Zu Herkunft und Gebrauch ausgewählter Phraseologismen und Lexeme der Gegenwartssprache. In: Kan, Elena (Hrsg.): *Wort – Text – Kultur. Beiträge zur Germanistik*. Chabarowsk: Staatliche Fernöstliche Humanwissenschaftliche Universität, 187–199.
- Habermann, Mechthild (1997): Das sogenannte ‚Lutherische e‘. Zum Streit um einen armen Buchstaben. In: *Sprachwissenschaft* 22, 435–472.
- Hansen, Björn (2000). The German modal ‘müssen’ and the Slavonic languages – reconstruction of a success story. In: *Scando Slavica* 46, 77–93.

- Hoffmann, Ludger (2011): Darf man *Ich bin am Schreiben* schreiben? – Bereichert die Verlaufsform (der Progressiv) das Deutsche? http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht?v_typ=e&v_id=4530.
- Knoop, Ulrich (1995): Ist der Sprachwandel ein historisches Phänomen? Überlegungen zu den Gegenständen der Sprachgeschichtsschreibung. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus/Reichmann, Oskar (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer, 19–38.
- Koch, Peter (2010): Sprachgeschichte zwischen Nähe und Distanz: Latein – Französisch – Deutsch. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. Berlin/New York: de Gruyter, 155–206.
- König, Werner (2000): Wenn sich Theorien ihre Wirklichkeit selbst schaffen: zu einigen Normen deutscher Aussprachewörterbücher. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hrsg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen/Basel: Francke, 87–98.
- Konopka, Marek (2011): *Dem Manne kann geholfen werden* — Wann kommt das Dativ-e zum Einsatz? http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht?v_typ=e&v_id=4528.
- Labov, William (1975): Zum Mechanismus des Sprachwandels. In: Cherubim, Dieter (Hrsg.): Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft. Berlin/New York: de Gruyter, 305–334.
- Langer, Nils (2001): Linguistic Purism in Action. How auxiliary *tun* was stigmatized in Early New High German. Berlin/New York: de Gruyter.
- Lux, Thomas (2009): Außenansicht: Die Welt als Modell und Vorstellung. In: Süddeutsche Zeitung, 22./23.08.2009, S. 2.
- Maitz, Péter/Tronka, Krisztián (2009): *brauchen* – Phonologische Aspekte der Auxiliarisierung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 76.2, 189–202.
- Meinhold, Gottfried (1973): Deutsche Standardaussprache. Lautschwä- chungen und Formstufen. Jena: Friedrich-Schiller-Universität.
- Milroy, James (1997): Internal vs. external motivations for linguistic change. In: Multilingua 16.4, 311–323.
- Nübling, Damaris/Schrambke, Renate (2006): Silben- versus akzent- sprachliche Züge in germanischen Sprachen und im Alemannischen. In: Glaser, Elvira/Ott, Pete/Schwarzenbach, Rudolf (Hrsg.): Aleman- nisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung für aleman- nische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.9.2002. Stutt- gart: Steiner, 281–320.

- Nübling, Damaris et al. (2006): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. Tübingen: Narr.
- Paul, Hermann (1916): Deutsche Grammatik. Bd. I, Teil I: Geschichtliche Einleitung, Teil II: Lautlehre. Halle: Niemeyer.
- von Polenz, Peter (1994/1999/2000): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 1 [2000]: Einführung – Grundbegriffe. Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Band 2 [1994]: 17. und 18. Jahrhundert. Band 3 [1999]: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter.
- Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.) (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer.
- Reiffenstein, Ingo (1990): Interne und externe Sprachgeschichte. In: Besch, Werner (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. [u. a.]: Lang, 21–29.
- Schieb, Gabriele (1981): Zu Stand und Wirkungsbereich der kodifizierten grammatischen Norm Ende des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1, 134–176.
- Schikorsky, Isa (1990): Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert: Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens „kleiner Leute“. Tübingen: Niemeyer.
- Schmidt, Hartmut (2002): Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Agel, Vilmos et al. (Hrsg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 321–342.
- Schwitalla, Johannes (2006): Kommunikative Funktionen von *tun* als Hilfsverb. In: Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (Hrsg.): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin/New York: de Gruyter, 127–151.
- Sperlbauer, Margret (1975): Proben deutscher Umgangssprache. Tübingen: Niemeyer.
- Szczepaniak, Renata (2007): Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wolf, Norbert Richard (2008): Rezension zu Nübling et al. (2006). In: Zeitschrift für deutsche Philologie 127, 440–443.

